

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 52.

Berlin, Dienstag den 30. April

1844

### Frankreich.

#### Die Erfindung der Guillotine.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Guillotine, die mit dem Blute so vieler unschuldigen Schlachtopfer besetzt ist und deren bloßer Name uns eine der grausvollsten Epochen der Weltgeschichte zurückruft — daß dieses Instrument von seinen Urhebern in einer menschenfreundlichen Absicht erfunden und vorgeschlagen wurde. Die Vorrechte, die der französische Adel über das Volk besaß, erstreckten sich zur Zeit der Revolution selbst auf die Todesart — der bürgerliche Verbrecher wurde gehängt, der adlige aber geköpft. Als man anfing, auf die Abschaffung aller Privilegien zu dringen, ließ man auch dieses nicht unangefastet, so wenig beneidenswert es seyn mochte — warum, hieß es, sollte der Edelmann auf eine andere Weise sterben als der roturier? — Mit dieser Frage verband sich eine zweite, deren Lösung die öffentliche Meinung noch mehr beschäftigte — es war dies die Ausrottung des Vorurtheils, welches die Schande des Verbrechers auf seine unschuldige Familie zurückschleudert, und welches man für höchst unphilosophisch und den Menschenrechten entgegen erklärte. \*) Zu den Befürwortern dieser Ansichten gehörte ein Arzt, Doktor Guillotin, der, obgleich ein Mann von sehr beschränkter Fähigkeit, sich durch einige kleine Schriften zu Gunsten des dritten Standes eine gewisse Popularität erworben hatte, so daß die Stadt Paris ihn zu einem ihrer Deputirten bei der National-Versammlung erwählte. Bemüht, sich auch hier auszuzeichnen, schlug er mehrere Verbesserungen in Bezug auf das Sanitätswesen und die öffentliche Moralität vor, worin man ihm einige Sachkenntnis einräumen mochte, und welchen sich die Erörterung der Todesstrafe angeschlossen. Er entwickelte zuerst den wohlgemeinten, aber utopischen Plan, das Vorurtheil gegen die Angehörigen der Verbrecher durch legislative Maßregeln auszurotten, trug dann auf Gleichstellung der Todesstrafe für alle Klassen der Gesellschaft an und behauptete endlich, das Hängen sey eine langsame und folglich unmenschliche Hinrichtungsart, während der Tod durch das Schwert ein augenblicklicher seyn müsse.

Kleine Umstände mischen sich oft in große Resultate. Am 9. Oktober 1789, als die National-Versammlung in Folge der gezwungenen Abreise des Hofes aus Versailles sich nach Paris zu versetzen beschloß, hielt es Doktor Guillotin in der Eigenschaft eines Abgeordneten der Hauptstadt für nöthig, seinen Patriotismus und seine Thätigkeit zu zeigen, um sich bei seinen Konstituenten einer guten Aufnahme zu versichern. Er gab daher seine Absicht zu erkennen, eine Reihe von Propositionen einzubringen, die er den Tag darauf (am 10ten) wirklich vorlegte. Sie lauteten wie folgt:

- 1) Verbrechen gleicher Art werden auf gleiche Weise bestraft, welches auch der Rang des Verbrechers seyn möge.
- 2) Die Todesstrafe ist in allen Fällen von gleicher Art; sie findet durch Köpfen statt und wird vermittelt einer Maschine (un simple mécanisme) bewirkt.
- 3) Da das Verbrechen persönlich ist, so verursacht die Bestrafung eines Verbrechers, welcher Art sie auch seyn möge, seiner Familie keine Schande.
- 4) Es wird streng verboten, einem Bürger die Bestrafung eines seiner Verwandten vorzuwerfen. Wer es zu thun wagt, erhält von dem Richter einen Verweis, und dieser Verweis wird nicht nur an die Thür des Delinquenten, sondern auch drei Monate lang an den Pranger geheftet.
- 5) Das Vermögen eines Hingerichteten wird in keinem Falle konfiszirt.
- 6) Die Körper der Hingerichteten werden auf Verlangen ihren Familien übergeben. Sie werden stets auf die gewöhnliche Weise begraben, und die Todesart wird im Register nicht angeführt.

Diese jedenfalls unzeitigen Vorschläge wurden, wie es scheint, fürs erste verjagt; am 1. Dezember brachte der Doktor sie aber von neuem vor. Der erste Artikel wurde nach geringem Widerstande genehmigt. Ueber den zweiten erhob sich eine Diskussion, bei welcher der Abbé Maury sich mit prophetischem Scharfblick gegen die allgemeine Annahme der Enthauptungsstrafe aussprach — „man würde“, sagte er, „das Volk dadurch entmenslichen, indem man es an den Anblick des Blutes gewöhnte.“ Die Einwürfe Maury's

\*) Schon im J. 1784 wurde dieses Thema von dem akademischen Verein in Metz zum Gegenstand einer Preisfrage gemacht. Unter den Bewerbern um diesen Preis findet sich zum erstenmal der Name Robespierre.

blieben unbeachtet; wer konnte es sich damals träumen lassen, daß die nächste Zukunft sie auf eine so schauerhafte Weise rechtfertigen werde? — An demselben Tage machte aber Guillotin selbst den Debatten durch eine unbedacht-same Aeußerung ein Ende; nachdem er die Einwendungen gegen den zweiten Artikel beantwortet und das Hängen als ein langwieriges und qualvolles Verfahren dargestellt hatte, rief er in triumphirendem Tone: „Mit meiner Maschine schlage ich Ihnen dagegen den Kopf in einem Augenblick herunter (je vous fais sauter la tête dans un clin d'oeil), ohne daß Sie es einmal fühlen.“ — Es erhob sich ein schallendes Gelächter, mit welchem sich die Verhandlungen schlossen — von den Lachern aber waren nicht wenige bestimmt, binnen kurzer Frist als Schlachtopfer der noch ungeborenen Veranlassung ihrer Peiterkeit zu fallen!

Obgleich Doktor Guillotin mit solcher Zuversicht von seiner Maschine sprach, so scheint es doch nicht, daß er bisher auch nur ein Modell derselben verfertigt hätte, und es ist so gut als erwiesen, daß er an der drei Jahre später stattgefundenen Ausführung seines Plans keinen weiteren Antheil nahm. Jener unglückliche Ausbruch seines philanthropischen Enthusiasmus hatte aber die Folge, daß die von ihm vorgeschlagene Maschine mit seinem Namen belegt wurde — und zwar noch ehe sie existirte. Das bekannte royalistische Journal: Les Actes des Apôtres, welches unter der Leitung von Peltier, Rivarol und Anderen die Revolution mit großem Eifer und vielem Wiß bekämpfte, machte jene Phrase Guillotin's zum Gegenstand eines Liedes, in welchem das künftige Schreckenswerkzeug seine Taufe erhielt. Es lautet wie folgt:

Auf die unnachahmliche Maschine des Arztes Guillotin, die zum Kopfabschneiden bestimmt ist und nach ihm Guillotine genannt wird.

Guillotin, Medecin, Politique, Imagine, un beau matin, Que pendre est inhumain Et peu patriotique. Aussitôt Il lui fait Une supplice, Qui sans corde ni poteau Supprime du bureau L'office.	Le Romain Guillotin, Qui s'apprête, Consulte gens du métier — Barnave et Chapelier, Même Coupe-tête; — Et sa main Fait soudain La machine, Qui simplement nous tuera Et que l'on nommera Guillotine!
--	---

Dieses Lied ist schon dadurch merkwürdig, daß es dem Instrument drei Jahre vor seiner Existenz seinen zu trauriger Berühmtheit gelangten Namen gab; es knüpfen sich daran aber noch andere bemerkenswerthe Umstände. Barnave und Chapelier gehörten zu den heftigsten demokratischen Mitgliedern der National-Versammlung und hatten einigermaßen zu den ersten Nordseelen der Revolution beigetragen; Coupetête war ein gewisser Jourdain, der seinen Titel dadurch verdient hatte, daß er den beiden Gardes-du-Corps, Des-Guttes und Baricourt, die am 6. Oktober in dem Palaste zu Versailles ermordet wurden, die Köpfe abschneidete, und der in der Folge durch seine Theilnahme an den Missethätigen von Avignon einen noch schändlicheren Ruf erwarb. Und diese selben Blutmänner — Barnave, Chapelier und Coupetête — fielen alle drei unter dem Beil der Guillotine: Barnave, durch aufrichtige Reue gesühnt, am 29. November 1793, Chapelier am 17. April 1794 und der vom Blute menschlicher Sektomben triefende Jourdain am 27. Mai 1794.

Die Benennung der Guillotine, die man dem Instrumente auf diese Art im voraus gegeben hatte, blieb, so zu sagen, an ihm haften, obgleich man den Versuch machte, es nach dem Herrn Louis, Secretair des Kollegiums der Wundärzte, Louison zu nennen, indem Letzterer wirklich die Aufsicht über die Verfertigung der Maschine führte, die von Guillotin nur projektirt worden war. Anfänglich gebrauchte man den Ausdruck meistens spottweise, und wir lesen im Moniteur vom 18. Dezember 1789 einige „Bemerkungen über den Antrag des Dr. Guillotin in Betreff einer Maschine, welche Thiere in einem Augenblick enthauptet“, worin der Leichtsinne getabelt wird, mit welchem einige Zeitungsreiber diesen Gegenstand behandelt hätten. Dieses war ohne Zweifel eine Anspielung auf das oben mitgetheilte Lied, das man im Publikum mit vielem Beifall aufgenommen hatte.

Das Instrument, welches so durch einen bloßen Zufall den Namen der Guillotine erhielt, war keinesweges eine ganz neue Erfindung. Spuren eines ähnlichen Apparats finden sich schon im 16ten und 17ten Jahrhundert, und zwar in mehreren europäischen Ländern — in Schottland, England, Deutschland, Italien und sogar in Frankreich selbst. Es erhielt aus Puysegur's

Memoiren, daß der Marschall von Montmorency 1632 in Toulouse durch eine solche Maschine hingerichtet wurde. „In jener Provinz“, schreibt Puysegur, „gebraucht man eine Art von Beil, das sich zwischen zwei Stücken Holz bewegt; sobald der Kopf unten auf den Block gelegt wird, läßt man den Strick los, worauf das Beil niederfällt und den Kopf vom Rumpfe trennt. Als Herr von Montmorency das Haupt auf den Block legte, begann ihn die Wunde zu schmerzen, die er in der Schlacht erhalten hatte, wo er in Gefangenschaft geriet — er bewegte daher den Kopf etwas, sagte aber zugleich: Ich thue dieses nicht aus Furcht, sondern weil mir meine Wunde Schmerzen macht. Vater Arnoul stand dicht bei ihm, als man den Strick fahren ließ, und das Beil fiel mit solcher Gewalt nieder, daß der Kopf völlig vom Rumpfe getrennt wurde, so daß beide nach verschiedenen Seiten hinstürzten.“

Es ist um so unerklärlicher, wie Doktor Guillotin seine Maschine für eine neue Erfindung ausgeben konnte, da noch ein oder zwei Jahre vor der Revolution ein ähnliches Instrument in einem der Boulevards-Theater produziert wurde, als man in einer Parlekinade, genannt: „Die vier Haymonskinder“, eine Hinrichtung vorzustellen hatte. Das Sprüchwort, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt, wird hierdurch aufs schlagendste bestätigt. Es konnte dem Doktor nicht verborgen seyn, daß man ein Instrument wie das von ihm vorgeschlagene sowohl in Italien als in England gebraucht habe; er blieb jedoch bei dem Entwurfe stehen und gab sich, allem Anschein nach, keine Mühe, Zeichnungen oder Pläne desselben aufzutreiben, obgleich die königliche Bibliothek ihm gewiß reichliche Materialien dargeboten hätte. Seine Idee wurde von weniger bekannten Leuten ergriffen und zur Ausführung gebracht. Ein gewisser Guibon reichte (im April 1792) auf Verlangen des General-Profurators Röderer dem Gouvernement einen Bericht über die Kosten ein, die mit der Herstellung einer solchen Maschine verbunden seyn würden. Guibon schlug die Kosten auf 5660 Francs an, und als man seine Berechnung übertrieben fand, erwiederte er, daß die Werkleute, aus einem Vorurtheil gegen diese Arbeit, sich nur gegen erhöhten Lohn dazu verstehen wollten. Röderer versetzte, daß ein solches Vorurtheil allerdings existire, daß sich aber andere Personen bereit erkärt hätten, die Arbeit zu unternehmen, wenn man versprechen werde, ihren Namen nicht zu veröffentlichen. Wir sehen also, daß die arbeitenden Klassen noch im April 1792 vor aller Berührung mit einem Werkzeuge zurückschauerten, dessen Operationen bald darauf das Lieblings-Schauspiel des Pariser Pöbels bildeten und das von ihm sogar unter dem Namen der heiligen Guillotine (la Sainte Guillotine) kanonisiert wurde! (Schluß folgt.)

### Einige Gedichte Victor Hugo's.

Von Louise von Plœnnies.

(Fortsetzung.)

Ganz verschieden von seinen übrigen Poesieen erscheinen seine Liebesgedichte. Sie sind alle zart, seelenvoll und nicht mit dem blendenden Firnis überzogen, welcher den anderen Dichtungen oft einen täuschenden Glanz leiht.

#### Sympathie, von Victor Hugo.

Weil gern in Sympathien  
Jed' Herz sich neigt,  
Und Lust und Harmonien  
Dem Andern reicht.

Weil Ein' des Andern Noth  
Zu jeder Zeit,  
Die Dorne oder Aste  
Der Liebe weicht.

Weil neu den Eichen schenket  
Der Fenz die Pracht,  
Der Schlaf den Gram versenket  
In Ruh' bei Nacht.

Weil Schutz der Zweig vor Schwüle  
Dem Vogel leiht,  
Die Quelle ihre Kühle  
Dem Finken weicht.

Weil liebend sich am Strande  
Die Woge wiegt,  
Und Küsse bringt dem Lande,  
Daran sie liegt.

So will mein geistig Leben,  
Das dich umschwebt,  
Dir gern das Beste geben,  
Was in mir lebt.

So nimm denn die Gedanken,  
Von Thränen jezt,  
Wie duft'ge Blumenranken  
Vom Thau berezt.

Laß endlos dich umweben  
Der Wünsche Kranz,  
Empfang' von meinem Leben  
Die Nacht, den Glanz.

Nimm des Entzückens Grüße  
Von Zweifel rein,  
Laß Huldigung, o süße,  
Mein Lied dir weihn.

Dem Geist, der ohne Hülle  
Durchschwebt die Fern',  
Seh' du in Liebesfülle  
Der klare Stern.

Nimm meiner Muse Schenke,  
Das oft erscheint  
Bei dir in stillen Thränen,  
Wenn du geweint.  
O du, die ich errungen  
Als himmlisch Gut,  
Empfang' mein Herz, durchdrungen  
Von Liebesglut.

Die Ballade „die Großmutter“ leidet zwar auch etwas an Ueberladung der Bilder, doch da das Motiv interessant ist, so erscheint dies hier weniger störend als in anderen seiner Dichtungen, in welchen ähnliche Anhäufung von poetischem Schmuck ohne eine höhere verbindende Idee zu finden ist. Chamisso hat es mit Weglassung einiger Strophen ins Deutsche übertragen.

#### Die Großmutter, von Victor Hugo.

Großmutter! schlummerst du? — Wack' auf! denn nicht bewegen  
Sich deine Lippen heut wie sonst vom Schlaf umschwebt.  
Oft schien's, daß schlummernd noch sie murrelten den Segen,  
Doch, wie die steinerne Madonna, ohne Regen,  
Ist heute starr dein Mund, von keinem Hauch belebt.

Warum will sich dein Haupt so tief hernieder neigen?  
Fürst du mit uns, weil wir verachten dein Gebot?  
Es glimmt der Docht und raucht, die Lampe will erbleichen,  
Das Feuer auch erlischt, beharrst du in dem Schweigen,  
Umhüllt, der Lampe gleich, uns Kinder bald der Tod! —

Ja, wie der Lampe Gluth wird unser Leben schwinden,  
Was sagst du, wenn erwacht du unsern Tod erndest?  
Wenn deine Klagen taub das Ohr der Kinder finden —  
Du stehst zur Heiligen, und deine Arm' umwinden  
Uns lange wohl voll Angst, bis sie uns die erweist.

O laß in unsrer Hand der deinen Trost vergehen,  
Sing uns das schöne Lied vom armen Troubadour,  
Von tapfern Rittern, die, bedient von holden Feen,  
Statt Blumen heimgebracht der Dame Siegstrophäen,  
Und denen Schlächterruf als Klang wie Liebeschwur.

Die Reichen lehre uns, vor Geistern uns zu schügen,  
Vom Klausner sprich, der sah beschwingt den Bösen jeb'n,  
Von Gnomenkönig Kron', darin Rabinea küssen,  
Sag, ob der schwarze Geist in seinen Höllensphen  
Mehr scheut des Roland's Schwert, als Psalmen des Turpin?

Laß in der Bibel uns die schönen Bilder schauen,  
Zeig' uns das Christuskind, das heller Schein umfließt,  
Auf goldnem Himmelsgrund, die Heiligen, die blauen,  
Die Weisen, die dem Stern gefolgt voll Vertrauen  
Lehr' uns von dem Latein, das Gottes Wort verschließt.

Großmutter! nach und nach erblaßt des Lichtes Schimmer,  
Dort um den schwarzen Herd schwebt leicht ein Schattenmeer,  
Die Geister bringen wohl zu uns herein ins Zimmer,  
Beschlüße dein Gebet! Großmutter, schlafe nimmer!  
Du, sonst stets unser Trost, erlösch' uns nicht so sehr! —

O Gott, dein Arm wie kalt! Schließ auf den Blick, den schweren,  
Du sprachst von einer Welt, dem Ziele unsrer Bahn,  
Vom Sterben, von dem Grad, von diesem edelmern  
Und träben Erdensohn — vom Tod — ach uns verklären  
Mußt du — du hörst uns nicht? Was ist der Tod — sag an?

Verlassen klagen so die armen Kinder lange,  
Der junge Morgenstrahl erweckt die Alte nicht,  
Die Lodienglocke hallt mit dumpfem Trauerklänge,  
Durch die halbhohe Thür hat man im Abendlicht  
Vor'm Ofen Lager dort die Kinder küssen sehen,  
Die bei dem heiligen Buch in frommer Andacht sehen.

(Schluß folgt.)

### Italien.

#### Italiänische Reisebilder.

Von Paul de Musset.

(Schluß.)

Von der porta del popolo den Corso entlang, auf der Piazza di Spagna und in der Straße dei condotti herrscht ein rühriges Leben, aber in den entfernten Stadtvierteln findet man wahre Wästen, Reihen von Ruinen, Dornbüsche und Gesträuche auf den verfallenen Mauern, und schweigende Gassen, in denen die Tritte melancholisch widerhallen. In den ersten Tagen hat man Mühe, seine traurige Stimmung zu bewältigen, aber Langeweile empfindet man durchaus nicht. Ein eigenthümlicher Reiz, der über diesen großen Trümmern liegt, ruft bald eine ganze Reihe bis dahin unbekannter Empfindungen hervor, und ein neues Leben geht in euch auf, und noch könnt ihr nicht absehen, wie weit diese neue Welt euch fesseln wird. Ihr fahrt zwei Menschen in euch, den von Rom, und den, der überall anderwärts gelebt hat. Dieser Eindruck wächst von Tage zu Tage, bloß durch die Nacht, die die Gegenwart über die Vergangenheit übt. Seyd mißtrauisch gegen die ehrwürdige Hauptstadt. Es ist nicht wie Palermo eine wollüstige Odaliske, die euch berauscht und eure Sinne verführt; es ist nicht wie Neapel eine verführische Kokette, bald scherzend, bald schmachend, bald plaudernd. Es ist eine alternde Schönheit, die euch nicht in Verwirrung setzt, sondern euren Geist erhebt, unaufhörlich zu eurer Einbildungskraft spricht und euch ihre Gesellschaft bald unentbehrlich macht. Wenn man von der Leidenschaft zu einer solchen Schönheit ergriffen wird, so darf man nicht fürchten, daß das Feuer jemals verlösche. Ich

habe zu Rom einen Engländer gesehen, der im Alter von zwanzig Jahren London verlassen hatte, in der Absicht, sechs Monate zu einer pflichtschuldigen Reise in Italien zu verwenden. Er ist jetzt sechzig Jahr alt und verspricht sich noch immer, seine Reise zu vollenden, wenn er seines Aufenthalts zu Rom wird überdrüssig geworden seyn. Gewöhnlich ist man nach zwei oder drei Monaten unterjocht. Hat man diese Zeit überstanden, ohne eine Leidenschaft zu fühlen, dann läuft man keine große Gefahr mehr.

Einer der größten Reize der römischen Straßen ist die reiche Fülle frischen Wassers, welches sich in Springbrunnen auf den Plätzen erhebt, unter den Vorhallen murmelt und aus allen Mauern springt. Die acquaiole schlagen ihre Buden um die Wasserbehälter auf und lassen ihre Gläser beständig unter den herabfallenden Strahlen stehen und bieten Erfrischungen von einladender Reinlichkeit und Klarheit. Drei Wasserleitungen genügen gegenwärtig, man kann sich denken, wie das alte Rom versorgt seyn mußte, als 14 Wasserleitungen zugleich thätig waren.

Die Erzählung allein der Denkmäler, Museen und Galerien Roms würde schon einen mäßigen Band füllen. Ich habe vierzig Tage lang jeden Morgen mehrere Denkmäler und wenigstens eine Bildergalerie besucht und doch nicht Alles gesehen. Deshalb braucht der Leser keine Wanderung durch künstlerische Labyrinth zu fürchten, nur Einzelnes will ich herausheben, was mich besonders ansprach und nicht in den Katalogen stand.

Wenn man eine richtige Vorstellung von der Größe der Peterskirche bekommen will, so muß man wenigstens bis auf die Plateforme steigen, welche so breit ist, daß man sich auf einem öffentlichen Platze zu befinden glaubt. Ein Mausekel, dessen man zur Reinigung derselben bedarf, hat seinen Stall und seine Wagenremise dort oben in einem Winkel.

Mir scheint Michel-Angelo's Name der größte von allen, die auf Roms Denkmäler geprägt sind. Sein erhabener, strenger und mystischer Charakter stimmt am besten zu der ewigen Stadt. Man wird ihm freilich Raphael gegenüber stellen. Aber nach meinem Gefühl hätte Raphael eben so gut in Florenz oder Neapel leben und schaffen können, ohne viel einzubüßen; Michel-Angelo's Platz aber ist zu Rom und nirgends sonst. Er allein ist Roms wahrhaft würdig und echt römischen Geistes. Man kennt ihn nur halb, wenn man die Sixtinische Kapelle und das Grab Julius II. nicht gesehen hat. Leider sind mehrere seiner Werke bereits verschwunden, wie die Bronzestatue Julius II. auf dem Markte zu Bologna, aus welcher der Herzog von Ferrara sehr geistreich eine Kanone gemacht hat, wie eine Veda in Frankreich, welche unter Richelieu's Ministerium als ein göttliches Werk zertrümmert wurde, und das jüngste Gericht wird täglich verworren. Aber noch bleibt sein Grabmal Julius II. und sein Moses.

Die Bäder des Caracalla erwecken durch ihre ungeheuren Verhältnisse kein geringeres Erstaunen als das Kolosseum. Der Kaiser badete dort mit seinem ganzen Hofe. Darauf streckten sie sich auf Ruhebetten um ein weites Gymnasium und schauten den Kämpfen der Gladiatoren zu. Auch Tanz- und Musikfeste waren vorhanden. Heute geht man auf zerbröckeltem Mosaikboden. Die Natur scheint diese Trümmer in Besitz genommen zu haben, um unter ihrem Schmucke die Spuren der kaiserlichen Drogen zu verbergen. Dichter Epheu schlingt sich um die Pfeiler, die Badefälle sind zu Rosenfeldern geworden. Heerden von Mauerfledern nisten in den Spalten und Schwärmen zwitschernd unter den hallenden Gewölben. Ich kam zufällig an einem Festtage dahin. Leute aus dem Volke saßen im Kreise unter dem Schatten der Mauern beim fröhlichen Male und sprachen jenes reine, wohlklingende Italiänisch, welches man in Zeiten üppiger Weichheit von römischen Damen erfunden glauben möchte.

Alle Reisehandbücher empfehlen ausdrücklich, das Pfingstfest in Rom anzusehen. Ich hatte mit Absicht, zum Theil aus Furcht vor den Engländern, diese Zeit für Sicilien bestimmt. Der Zufall entschädigte mich für den gebannten Verlust. Ich kam nach Rom im Juni, gerade zum Petersfeste, welches ebenfalls mit Erleuchtung der Peterskuppel und Feuerwerk gefeiert wird. Zu Neapel ist die katholische Religion lebenswürdig, zu Rom prächtig und erhebend. Hier müssen große Sünden sich bekehren. — Die Erleuchtung der Peterskuppel, welche man von allen Stadttheilen aus sehen kann, macht einen magischen Eindruck, die Girandola der Engelsburg aber bleibt hinter dem Feuerwerke der Julifeste zurück.

So sehr der Neapolitaner den geringsten Zwang verabscheut, so gelehrt und gefällig ist der Römer. Den Rücken an eine Mauer gelehnt, die Beine gekreuzt, drapirt er sich und betrachtet gleichsam herausfordernd den vorübergehenden Maler. Er bleibt mit Vergnügen zwei Stunden lang unbeweglich in malerischer Stellung. Mit seinem spitzen, von der Sonne gebräunten Hut, seinem Mantel von unaussprechlicher Farbe, seinen büffellebernen Beinkleidern und seinen mit rothen Bändern geschmückten Beinen, mit seinem breiten offenen Halbe, seiner dunklen Gesichtsfarbe, seiner Adlernase und den schönen Umrissen seiner ganzen Gestalt erregt er das Interesse des Malers eben so sehr als des Zeichners. Die schönsten jedoch, die Trasteveriner, verschmähen den Besuch der Malerwerkstätten. Die Bewohner des rechten Tiberufers behaupten, ihr Blut niemals mit dem der Barbaren vermischt zu haben. Erbten sie gleich nicht alle antiken Tugenden, so erbten sie doch den Stolz. Fröhlichkeit, Anmuth, Höflichkeit sind auf dem linken Ufer eingebürgerte neuere Erfindungen. Man hört nur Worte und Schimpfreden wie: *Accidente per te! per la tua familia! guai a te!* Die Mütter schlagen ihre Kinder, welche, statt zu weinen, versuchen, ihnen die Schläge wiederzugeben. Die Rache ist an der Tagesordnung; man droht sich mit einem Zoll Dolchspitze oder mit dem ganzen Dolch, je nach der Höhe der Beleidigung, und hält Wort.

Ich glaubte in Sicilien und Neapel die Hitze einigermaßen kennen gelernt

zu haben, aber gegen Ende Juni entdeckte ich zu Rom die Mängel meiner Erfahrung. Der Himmel sah aus wie geschmolzenes Erz, und eine brennende Luft trat an die Stelle der Morgenfrühe. Vor zwölf Uhr ging Jedermann nach Haus, schloß die Läden und streckte sich bis fünf Uhr aufs Bett. Die Stadt gehörte während dieser Zeit den Hunden und Cicaden.

Meine nordische Natur konnte sich nicht sogleich eingewöhnen, und so kam es oft, daß ich während der Siesta wach blieb. Eines Tages fastete ich um zwei Uhr Nachmittags den kühnen Plan, einen französischen Maler zu besuchen, der auf dem Monte Cavallo wohnte. Die Stadt war wie ausgestorben. Als ich nach dem Quirinal gelangte, schellte ich dreimal an einer kleinen Pforte. Nach zehn Minuten steckte eine Alte den Kopf heraus und fragte: *Chi è?* „Ich komme den Signor \*\*\* besuchen“, sagte ich. Sie sah mich verwundert an und schloß das Fenster. Nach wieder zehn Minuten hörte ich sie *Luigia!* rufen, und nach einer langen Pause erschallte auch die Antwort. *Luigia* schloß am Ende des Gartens. Endlich hörte ich sie seufzend die Mauer entlang kommen. Sie fragte mich durch die Thür, eben so wie die Alte, und öffnete darauf. Mein junger Maler schlief eben so wenig als ich; er ruhte nur auf einer Terrasse. *Luigia* lief ins Kaffeehaus, um etwas von jenem vortrefflichen Sorbet zu holen, den man *granite* nennt.

„Man möchte sich doch endlich“, sagte ich, „zu den Sitten des Landes bekehren.“ — „Wir wollen's versuchen“, antwortete der Maler, „hier ist eine Matraße, da können wir bis fünf Uhr schlafen.“

Kaum begannen mir die Augen zuzufallen, als sich eine belle Pfeife vernahmen ließ und mein Landsmann ans Fenster eilte. „Stehen Sie auf“, sagte er, „und geben Sie diesem Bettler auch einen Bajocco.“ — „Recht gern“, erwiderte ich, „aber wenn Sie mich um jeden vorübergehenden Bettler aufwecken, so werden wir vom Schlafe nicht sonderlich viel verspüren.“ — „Wegen der anderen werde ich Sie nicht belästigen. Aber dies ist der Pifferaro; hören Sie seine Pfeife?“ — „Lassen Sie ihn pfeifen.“ — „Scherzen Sie nicht. Dieser Schurke bringt denen, welche ihm nichts geben, sicher Unheil. Das ist hier eine allbekannte Sache. Sehen Sie nur, wie die Nachbarn ihre Bajocco's regnen lassen.“ — „Sie scheinen auch schon vom römischen Volksglauben angesteckt zu seyn!“ — „Ich gebe ihm lieber einen kleinen Tribut, als daß ich mich seinem Zorn aussetze.“ — „Daran thun Sie sehr wohl“, sagte ich und erblickte durch das Fenster einen Greis, der sich kunstreich in seine Lumpen gewickelt hatte. An seinem Hut ohne Deckel prangte eine Fasanenfeder, durch das zerlöchernte Hemd sah man auf seiner Brust ein Mosaikhalband. Am Gürtel hing eine Schiefertafel und eine eiserne Gabel. Auf dem Rücken trug er einen leinwandnen Quersack, und die Baden schlug ihm ein an rothem Bande herabhängender rostiger Degen. Sein Bart, seine mageren Züge und seine langen Augenbrauen machten ihn des Pinsels eines Hoffmanns würdig. Die Gabe meines Gefährten nahm er freudig dankend auf, aber mein Bajocco hatte nicht das Glück, ihm zu gefallen, denn er warf mir einen giftigen Seitenblick zu.

„Bist du nicht zufrieden?“ fragte ihn der Maler.

„Basta per lei“, sagte der Bettler, „ma per un ricco forestiere è poco“.

Ich war von Neapel aus schon an dies „zu wenig“ gewöhnt, dem man nicht entgehen kann, selbst wenn man einen Pfaster statt eines Sou geben wollte. Ich erzählte ihm also in der burlesken Weise der neapolitanischen Bettler, daß ich ein *poveretto* sey und viel zu wenig mit *danaro* versehen, um ihm ein *regalo* anbieten zu können, wie es ein so wohl bewaffneter Edelmann verdiene. Als der Pifferaro sah, daß ich über den Aberglauben spottete und das Land der wahren Bettler kannte, warf er mir einen noch giftigeren Blick zu als vorher und ging pfeifend davon.

„Sie können froh seyn“, sagte der junge Maler zu mir, „wenn Ihnen heute nichts Aergersliches zustoßt.“ — „Vor Allem“, erwiderte ich, „wird mir ein Glück zustoßen, da Sie, um mich einzuschläfern, mir die Geschichte dieses *birbo* erzählen werden; das Weitere wollen wir dann abwarten.“

Ich steckte ein Cigarro an und richtete mich wieder auf der Matraße ein, während der Maler die Geschichte des Pifferaro begann: „Verlorenes Jahr wohnte dieser Bettler auf der anderen Seite der Tiber. Statt in den Straßen herumzuziehen, wie gegenwärtig, hielt er sich am Ponte Rotto auf, einer kleinen Osteria gegenüber, in welcher er jeden Abend das Almosen des Tages vertrank. Der Wirth hatte eine schöne Tochter von funfzehn Jahren, welche stets finstler sah, galanten Anträgen mit einer Ohrfeige antwortete, sich übrigens gut auführte, mild gegen die Armen war und ihre Pflicht that. Zwei junge Trasteveriner machten der schönen *Giovannina* zugleich den Hof. Der eine, *Don Bespasio*, war ein schöner Mann, aber trotz seiner Höhe von sechs Fuß und seiner gewaltigen Körperstärke nicht zum Arbeiten aufgelegt. Der andere, *Don Ambrogio*, war zwar minder schön als sein Nebenbuhler, aber noch stärker. Er stellte sich wie ein römischer Kaiser vor das Wirthshaus, schlug seinen löchrigen Mantel in Falten, und da er kein Geld hatte, um in die Schenkstube hinein zu gehen, wartete er, daß *Giovannina* auf der Schwelle mit ihm plaudern sollte. Das Mädchen gab dem *Bespasio* den Vorzug, und wenn sie Wasser holte, verweilte sie gern am Brunnen, in dessen Schatten er schlief, und plauderte mit ihm, zum großen Mißfallen des *Don Ambrogio*, dem sie stets antwortete, daß sie zu viel im Hause zu thun habe, um sich bei ihm auf der Straße zu versäumen. Der Vater wünschte keinen von beiden zum Schwiegersohn und öffnete von Zeit zu Zeit das Fenster, um ihnen einige derbe Schimpfwörter zukommen zu lassen und sie anders wohin zu verweisen. Man antwortete ihm mit allen *accidente* und *guai!* des trasteverinischen Wörterbuchs und entfernte sich, um in einer Minute wiederzukommen.“

Eines Sonntags fanden die beiden Nebenbuhler etwas Geld in ihrer Tasche und traten in die *Locanda*. Eine Flasche Wein hatte ihnen den Kopf

erhigt, und sie begannen sich wilde Blicke zuzuwenden, als der Pifferaro von Ponte Rotto seine Pfeife vor dem Fenster erschallen ließ. Bespasiano gab ihm einen Bajocco, aber Ambrogio warf ihm ein Salatblatt ins Gesicht und hieß ihn zum Teufel gehen.

„Don Bespasiano, sey gefegnet“, rief der Bettler, „ich werde dir Heil bringen. Du wirst in deinem Vorhaben glücklich seyn.“ Darauf wendete er seine braunen Augen gegen Ambrogio und lachte ihm ins Gesicht. Am folgenden Tage brachte der Vater den Sohn eines Drechslers, einen geschickten Arbeiter, ins Haus und sagte der Tochter, daß er seine Werbung angenommen habe. Die Tochter nahm den aufgedrungenen Bewerber kalt auf, wagte aber nicht, von ihrer Juneigung zu Bespasiano zu reden. Don Ambrogio, stets auf seinem Posten, hatte gemerkt, was ihm drohte. Als der Drechsler am späten Abend aus dem Gasthause trat, sprach eine bis an die Augen in den Mantel gehüllte Figur zu ihm: „Ich verbiete dir, wieder in diese Locanda zu kommen.“ Der junge Mann antwortete, daß er so oft wiederkommen werde, als ihm beliebt. Darauf zog Ambrogio sein Messer, verwundete ihn in die Brust und stürzte sich dann auf ihn, um sein Werk zu vollenden.

„Bespasiano und der Pifferaro liefen auf das Geschrei des Verwundeten herzu. „Hilf ihm nicht“, sagte der Bettler, „denke an die Lotterie!“ — „Du hast Recht“, antwortete Don Bespasiano, „Nummer 13 kommt heraus.“ Sie ließen also den Mörder sein Werk vollenden. Der Pifferaro bildete eige Ambe aus den Wörtern Nord und Eifersucht. Don Bespasiano ließ bei seinen Freunden einige Paoli, und sey es nun Glück oder prophetische Gabe, die Ambe kam bei der nächsten Ziehung heraus. Bespasiano gewann achthundert Paoli; für ihn fast ein Kapital; und da Ambrogio von der Polizei festgenommen und der Drechsler ermordet war, heiratete er Giovannina. Die Geschichte machte Aufsehen und gründete den Ruf des Pifferaro unerschütterlich. Jetzt wohnt der Bettler an der Porta di Belisario in einer erbärmlichen Hütte, doch hat er jedesmal, wenn er ausgeht, eine reiche Aerndte. Man sieht ihn niemals in den schönen Stadtteilen, er zieht die öden Straßen vor. Wehe dem, der ihm seinen Bajocco verweigert, es droht ihm desselben Tages sicher ein Unglück.“

Ehe mein Freund die zweite Geschichte begann, war ich eingeschlafen, und er befolgte mein Beispiel; wir erwachten in finsterner Nacht. In den Speisehäusern wollte man uns nicht mehr geben, die Villa Borghese war verschlossen, und als wir ins Theater kamen, ging eben der dritte Akt an. Das waren die Folgen von der Drohung des Pifferaro's.

Nach einem Monate hatte ich mich vollkommen eingewohnt und wurde gewahr, daß die Zauberstadt mich in ihren Fesseln hielt. Es kostete mir große Mühe, mich loszureißen, und ich ließ dreimal bei dem Besturino das Aufgeld im Stich, um nur noch einen Tag länger in Rom verweilen zu können.

### Mannigfaltiges.

— Gustav Adolph, nach Eric Gustav Geijer. Es sind in der letzten Zeit über das Grab dieses königlichen Helden manche unheimliche dunkle Gestalten geschritten; Barthold zuerst und dann Hüllmann haben selbst im protestantischen Deutschland so viele Bedenken gegen die reine Gesinnung und den Charakter des Schwedenkönigs gewekt, der allerdings als ein Ausländer in Deutschlands Kämpfe sich mischte, aber mit dem unverkennbaren Bestreben, diese Kämpfe beizulegen im Geiste der Liebe und des nachmals auf seinen Siegen begründeten Religionsfriedens — daß unsere Leser nachstehende Worte über Gustav Adolph, die wir dem gefeiertesten und mit Recht als die größte historische Autorität in seinem Lande anerkannten schwedischen Geschichtsschreiber entlehnen, als ein Wort zu seiner Zeit betrachten werden. Eric Gustav Geijer sagt in dem (1836 erschienenen) dritten Bande seiner Svenska Folkets Historia unter Anderem über den Eindruck, den des Königs Tod hervorrief, Folgendes:

„Gustav Adolph fiel in seinem 38ten Lebensjahre. Niemals hat der Tod eines Mannes einen tieferen Eindruck auf einen ganzen Welttheil gemacht. Wo nur irgend sein Name bekannt geworden, dahin war auch für die Unterdrückten ein Strahl der Hoffnung gedrungen. Selbst die Griechen träumten von der Freiheit aus seinen Händen<sup>\*)</sup>, und Gebete für den Erfolg seiner Waffen stiegen am heiligen Grabe gen Himmel empor<sup>\*\*)</sup>. Was mußte er also nicht erst für die Anhänger seines eigenen Glaubens gewesen seyn? Wir können dies wohl begreifen, oder vielmehr es ist kaum möglich, uns einen vollständigen Begriff davon zu machen. Das Gefühl, mit welchem das Volk von Augsburg, in Thränen gebadet, zu dem von Gustav wiederhergestellten evangelischen Gottesdienst strömte; das Gefühl, mit welchem die Einwohner Sachsens, auf ihren Knien, die Hände dankbar zu dem Helden emporstreckten, der zum zweitenmal ihr Erlöser war, sind der Welt, in welcher wir leben, fremd geworden<sup>\*\*\*)</sup>. Damals kannten und empfanden die Menschen die Ge-

<sup>\*)</sup> Ein Plan zur Befreiung Griechenlands durch Gustav Adolph ward Adler Salvius durch den Griechen Komantus Niephorus zugesellt, wiewohl erst nach des Königs Tode. Volmsfö's Sammlungen: Acta ad Hist. Reg. Suedi, Appendix, tom. 1.

<sup>\*\*)</sup> Cyrilli Patriarchae Constantinopolitani Litterae ad Axelium Oxenstjerna (mann senili et tremula) mit Klagen über Eingriffe der Katholiken am heiligen Grabe zum Nachtheile der Griechen.

<sup>\*\*\*)</sup> „In Germania plurimi, presertim rustici, si non palam, saltim secrete, Calvii aut Lutheri haeresin sectantur“, sagt ein katholischer Zeitgenosse Gustav's, der im kaiserlichen Heere focht. Petri Baptisti Burgi, Genevensis, de bello Suecico Commentarii 1. III. c. 2.

fahr, in welcher sie schwebten, und nicht dankbar genug wußten sie dafür ihrem Befreier zu seyn. Wir sprechen hier vom Volke, dessen Mann Gustav Adolph war durch seine Sache sowohl als durch seinen Charakter. Der Einfluß beider reichte weit und überwand sogar die Bande des Hasses und des Vorurtheils; denn er ist vielleicht der einzige Mann, dessen Bild — so groß ist die Macht der Tugend — selbst in der Zeichnung seiner Feinde die Wahrheit noch mit Glanz umgiebt. Nicht Oxenstjerna allein war es, der von ihm sagte: „Er war ein Fürst, der die Furcht Gottes in allen seinen Handlungen und Sachen vor Augen hatte bis zu seinem Tode.“ Lutherische Theologen sind so weit gegangen, ihn zu einer Art von Heiligen in ihrer Glaubensüberzeugung zu machen. Wenn hierzu kommt, daß er etwas zu viel von Caesar und Alexander hatte, die er bewunderte, muß doch andererseits zugegeben werden, daß er seine Zeitgenossen alle an christlicher Toleranz übertraf.

„Daß er auf der Höhe, die er erreicht hatte, das menschliche Geschick erfuhr, daß seine großen Pläne mit ihm starben, gehört, ein wie außerordentlicher Geist er auch war, doch zu dem gewöhnlichen Loos der Menschheit und kann stillschweigend der unermesslichen Summe vereitelter Hoffnungen beigezählt werden. Sein ganzes Leben stellt uns eine Größe dar, die leichter empfunden als beschrieben werden kann; es zeichnete ihn jener, keine Schranken kennende Blick über die Welt aus, der alle Eroberer charakterisirt. Wie alle Männer gleichen Geistes, war er weit davon entfernt, von seinem eigenen Glück übertrischt zu werden, wie erstaunlich dies auch seyn möchte, und ein fester Glaube daran ist in jeder Epoche seines Lebens wahrzunehmen. Nichts verhärtet das Herz so sehr als Glück<sup>\*)</sup>. Daß Gustav Adolph dessenungeachtet demüthig und einfach war, spricht für seinen Werth als Mensch am lautesten. Er erkannte in seinem Beruf eine Führung von oben, aber er war weit davon entfernt, sich für unumgänglich zu halten; sein Ziel war weit über seine Persönlichkeit hinaus gestellt. Darum war er wie der großherzige Römer nicht karg mit seinem eigenen Leben. „Gott der Allmächtige lebt“, sagte er zu Axel Oxenstjerna in Preußen, als dieser ihn warnte, sich dem Tode so kühn auszusetzen. Ein freudigerer und heroischerer Muth wandelte niemals auf Erden.

„Was hatte er sich dabei als Aufgabe gestellt? Eine große Monarchie unbezweifelt, deren künftige Grundpfeiler in Deutschland der junge Friedrich Wilhelm von Brandenburg (nachmals der große Kurfürst) und Bernhard von Weimar seyn sollten, von denen er dem Einen die Hand seiner Tochter und dem Andern die seiner Nichte bestimmt hatte. Möglicherweise hatte wohl auch ein protestantisches Kaiserthum seiner Betrachtung sich oft dargestellt. Doch war im Uebrigen nichts festgesetzt, nicht einmal in seinem Herzen. Sein Gesichtskreis dehnte sich weit aus, und es machte ihm Vergnügen, in seiner Hand die Fäden vieler Möglichkeiten zu halten. So sehen wir ihn den Vorschlag ergreifen, daß er selbst nach dem Tode Sigismund's von den polnischen Dissidenten zum Könige von Polen erwählt werde. So sehen wir ihn auch in einem Bündnisse mit dem Fürsten von Siebenbürgen, mit den Krimischen Tataren und mit Rußland, um Oesterreichs Interesse sowohl in Polen als in Deutschland zu schwächen. Diese großen Pläne waren nicht die größten, die mit seinem Leben auf dem Lützener Schlachtfelde vernichtet wurden. Aber selbst im Tode siegte er. Darin, daß er dem Gewissenszwang Grenzen setzte, besteht seine Unsterblichkeit, und darum reißt ihn das Menschengeschlecht seinen Heroen an.“

Die diesjährige Pariser Kunstausstellung. Zweitausend vierhundert zwei und dreißig Kunstwerke bilden in diesem Jahre die Ausstellung im Louvre. Gegen das vorige Jahr, wo die Ausstellung nicht größer war, als sie in Berlin zu seyn pflegt, ist eine Vermehrung von nicht weniger als 833 Werken eingetreten. Im J. 1843 hatte die Strenge der Kommission, welche über die Zulassung der von den Künstlern eingesandten Arbeiten zu entscheiden hat, zahlreiche Beschwerden veranlaßt. Die Werke bekannter und beliebter Männer waren zurückgewiesen worden; überall hörte man daher Klagen über die Zusammensetzung einer Kommission, die nur aus Akademikern besteht und sich daher von einem gewissen Kastengeist leiten läßt. Eine große Anzahl aller Pariser Künstler wandte sich direkt an den König und bat um eine Modification der bestehenden Einrichtungen. Die Regierung fand sich jedoch nicht veranlaßt, auf diesen Wunsch einzugehen, und so ist es zwar, was die Zusammensetzung der Kommission betrifft, beim Alten geblieben, doch ist derselben von oben herab empfohlen worden, etwas mehr Nachsicht zu üben. Diese Nachsicht nun hat die Kommission nur allzu sehr geübt, und es ist fast Alles, was eingereicht wurde, auch zugelassen worden. Im Allgemeinen bietet daher auch die diesjährige Pariser Ausstellung, obwohl sie viel größer ist, als die vorjährige, noch viel weniger Ausgezeichnetes dar. Doch stimmen die Urtheile aller Berichterstatter darin überein, daß in dieser Sammlung von 2432 Werken der Malerei und der Skulptur ein ganz außerordentliches savoir faire sich kundgebe, d. h. diejenige Fähigkeit, welche die Franzosen auch in allen anderen praktischen und ins Auge fallenden Dingen mehr als irgend eine andere Nation besitzen. Von einer Befriedigung höherer oder gar höchster Kunstansforderungen kann dabei natürlich nicht die Rede seyn; genug, daß sein Werk einen Käufer findet, der es gut bezahlt — in diesem Fall ist auch das Ideal erreicht, nach welchem der französische Künstler gestrebt hat.

<sup>\*)</sup> Sulla, der einzige Mann, so viel mir bekannt, der den Beinamen des „Glücklichen“ annahm, war von Natur eher empfindsam als hart (E. sein Leben von Plutarch). Er ward grausam durch seinen Glauben an sein Glück.